

Joachim Röhms

DER LANGE WEG DES ÜBERGANGS – ALBANIENS LITERATUR NACH DER WENDE

Vortrag, gehalten am 28. Februar 2014 auf der Veranstaltung »Die Besten aus dem Osten! Folge 12: Albanien«, veranstaltet vom Volkstheater Wien. Der Text wurde leicht nachbearbeitet.

Transition ist ein in Albanien noch immer oft verwendeter Begriff: Gemeint ist der Übergang vom Kommunismus zu einer leidlich stabilen und funktionierenden Demokratie. Das Adrialand, das hier vorgestellt wird, hat ihn Anfang der neunzehnhundertneunziger Jahre im Zuge der Umbrüche in ganz Osteuropa angetreten. Ich gehöre zu denen, die sich diesen Prozess in ihrer Naivität damals einfacher vorgestellt haben, aber eines Besseren belehrt wurden. Wie schwierig es dabei zugehen kann, haben die jüngsten Ereignisse in der Ukraine (wieder) gezeigt. Albanien hat es da vergleichsweise viel besser erwischt.

Ich möchte also über die Erfolge, aber auch Schwierigkeiten sprechen, die die albanische Literatur im Übergang von der sozialistischen Volksrepublik zur demokratischen Republik zu verzeichnen hatte. Nun kann ich mich keinen Philologen nennen, obwohl ich mehrere Jahre meiner Jugend mit Philologie zugebracht habe. Der Vorteil meines fortgeschrittenen Alters ist aber, dass ich fast vierzig Jahre lang direkt miterlebte, was sich in Albanien tat. Das macht meinen Vortrag subjektiv, und Subjektivität kann Widerspruch wecken, das muss ich in Kauf nehmen. Und wenn ich schon bei rechtfertigenden Erklärungen bin: ich möchte heute nicht über die albanischsprachige, sondern die (im staatlichen Sinne) albanische Literatur sprechen. Ich weiß, dass das literarische Schaffen der Albaner in Albanien, Kosova, Mazedonien, Montenegro und anderen Ländern sehr, sehr große Gemeinsamkeiten aufweist, aber eben auch Unterschiede. Und wer über die österreichische Literatur referieren soll, beschäftigt sich auch nicht ausführlich mit Günther Grass oder Max Frisch.

Als ich Mitte der siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit Albanien bekannt wurde, wusste ich so wenig von diesem Land wie die meisten Westeuropäer bis heute. Dass ich diese Bekanntschaft schloss, lag daran, dass ich zur Hardcore-Fraktion der Studentenbewegung, die sich nach deren Abklingen auf zahlreiche marxistisch-leninistische, später K-Gruppen genannte Organisationen aufsplitterte. Die meine hielt es weniger mit Mao und mehr mit Enver Hoxha, obwohl zwischen die beiden damals, der offiziellen Propaganda nach, ideologisch noch kein Blatt ging. Eins führte zum anderen, und ein paar Jahre später nahmen meine Frau und ich das Angebot bzw. den Auftrag an, der ihre ideologischen Verlautbarungen über Zeitschriften, Bücher und den Rundfunk in über zwanzig Sprachen verbreitenden Partei der Arbeit Albaniens zu einem

geschliffeneren Deutsch zu verhelfen, als Mitarbeiter von Radio Tirana und des Fremdsprachenverlags »17 Nëntori«. Mit den verwerflichen Aspekten dieser Entscheidung muss ich leben, ich bereue sie dennoch nicht, denn ich habe dabei nicht nur das Übersetzen gelernt, sondern auch eine dauerhafte Verbindung zu Albanien und den Albanern geschaffen. Vom Kommunismus habe ich mich bald nach der Rückkehr nach Deutschland abgewandt, mit Albanien und vor allem der albanischen Kultur beschäftige ich mich seit damals jeden Tag.

Als ich 1977 in Albanien ankam, hatte ich keine Ahnung von albanischer Literatur. Das heißt, ich hatte den Roman »Der General der toten Armee« eines gewissen Ismail Kadare gelesen, der 1973, aus dem Französischen übersetzt, bei Claasen erschienen war. Da ich mich eben auf dem Weg der Selbstüberzeugung (wenn auch nicht restlos) zur Kunst doktrin des Sozialistischen Realismus bekehrt hatte, befremdete mich das Buch erheblich, denn alles war grau und regnerisch, und es gab weder positive noch negative Helden. Damit stimmte ich übrigens mit der vorherrschenden Rezeption in Albanien überein.

Dort herrschte Ende der neunzehnhundertsiebziger Jahre der Sozialistische Realismus uneingeschränkt in aller Härte. 1974 war der Kurs sogar noch verschärft worden. Anlass war das jährliche Festival der leichten Musik gewesen, das nach Meinung der Machthaber »westlich-dekadente Einflüsse« hatte erkennen lassen, weshalb Dutzende von Kulturschaffenden aller Sparten für viele Jahre im Gefängnis oder der Verbannung landeten. Ich stimme den albanischen Intellektuellen zu, die sagen, dass sich eine wirkliche Dissidenz im kommunistischen Albanien aufgrund des Grades der Unterdrückung nicht entwickeln konnte. Der Schriftsteller Visar Zhiti, den ich noch einige Male zitieren werde, schrieb in einem Beitrag für »Kosmos Österreich«, die Zeitschrift des österreichischen Kulturforums Berlin: »Albanien ist das einzige Land, in dem Menschen um der Metapher willen im Gefängnis landeten«, und benennt sich selbst als Beispiel dafür. Die verfolgungswahnartige Furcht vor feindlichen Übergriffen aus dem Ausland führte dazu, dass Albanien vom herrschenden Regime ein halbes Jahrhundert lang rigoros vom geistigen und kulturellen Leben der Außenwelt abgeschnitten wurde. Das hat aus meiner Sicht bis heute verhängnisvolle Nachwirkungen. Zwar wird oft auf die unter der Hand zirkulierenden ausländischen Bücher verwiesen, doch die Auswahl war zufällig und begrenzt; außerdem war dieses Privileg meist den Kindern der Nomenklatura vorbehalten. Als Beispiel: Autoren der deutschsprachigen Literatur, die man damals in Albanien in einzelnen Bänden (eventuell) in Buchhandlungen bekommen konnte, weil sie im albanischen Sinn irgendwie als fortschrittlich galten, waren Goethe, Schiller, Heine, Feuchtwanger, Brecht, Erich Weinert, später Heinrich Böll. »Unterm Rad« von Hermann Hesse, warum auch immer. Und Erich Maria Remarque. An dieser Stelle muss ich den wunderbaren Übersetzer Robert Schwartz erwähnen, mit dem ich in Tirana zusammenarbeiten und Freundschaft schließen durfte. Der Sohn eines aus Österreich stammenden jüdischen Vaters und einer albanischen Mutter, selbst ein begabter Lyriker, besaß die seltene Fähigkeit, Poesie – etwa Heines »Wintermärchen« - nicht nur sprachmächtig, sondern auch metrisch getreu übertragen zu können. Weil Robert Schwartz Remarque besonders ins Herz

geschlossen hatte, kann dieser bis heute in Albanien als bekanntester deutscher Autor gelten. Robert Schwartz hat zahlreiche Ehrungen erhalten, unter anderem das deutsche Bundesverdienstkreuz, nach seinem zu frühen Tod im Jahr 2003 wurde eine deutsch-albanische Kulturgesellschaft in Tirana nach ihm benannt.

Die albanische Literatur des sozialistischen Realismus war aber nicht nur gegenüber dem Ausland abgeschottet, sondern auch gegenüber dem eigenen literarischen Erbe. Die vorkommunistische Literatur des frühen 20. Jahrhunderts wurde unterdrückt, weil man die Autoren zum Beispiel der Kollaboration mit dem italienischen Faschismus (Faik Konica) bezichtigte, oder aber »klerikal-nationalistischer Bestrebungen« wie den fast im Rang eines Nationaldichters stehenden Pater Gjergj Fishta, den Verfasser der berühmten »Laute des Hochlands«, die vom Albanologen Max Lambertz ins Deutsche übersetzt worden ist. Gerade noch toleriert wurde Millosh Gjergj Nikolla, genannt Migjeni, einer der Begründer der modernen albanischen Literatur, wegen seiner sozialkritischen Tendenzen. Manche Autoren, die in den zwanziger und dreißiger Jahren sich einen literarischen Ruf erworben oder vielversprechende Debüts gegeben hatten, überstanden im Gegensatz zu anderen die Machtergreifung der Kommunisten physisch, wurden entweder gleichgeschaltet wie Stereo Spasse oder zum Schweigen verurteilt wie Mitrush Kuteli oder der große Lasgush Poradeci, der vielleicht bedeutendste Poet albanischer Sprache, ausgebildet in Graz und geschult an der klassischen deutschen Literatur.

Allerdings suchte das Regime ab den neunzehnhundertsiebziger Jahren, als die ständig beschworene politische und gesellschaftliche Homogenität des Systems immer mehr Risse bekam, immer mehr Zuflucht bei nationalistischen Parolen. Nicht nur wurde der Bevölkerung ständig eingehämmert, Albanien sei das nunmehr einzige leuchtende Bollwerk der Weltrevolution, man erhob auch die Dichter und Denker der albanischen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts, der sogenannten »Nationalen Wiedergeburt« aus Gründen der Identitätsstiftung wieder zu Ehren und verordnete dem sozialistischen Realismus nationalromantische Themen. Die historischen Romane eines Sabri Godo über Skanderbeg und Ali Pascha Tepelena sind nicht das einzige, aber das beste Beispiel dafür.

Auf keinen Fall mit Veröffentlichung, dafür mit unendlichen Schmähungen durften natürlich die albanischen Schriftsteller im Exil rechnen, unter denen ich Martin Camaj hervorheben möchte, der über Italien nach München, wo er an der Universität Albanologie lehrte und 1992 starb. In seinem Schaffen versuchte er den Brückenschlag zwischen albanischer Tradition und literarischer Moderne. Gedichte von ihm in der Übersetzung von Hans-Joachim Lanksch sind im Wieser Verlag erschienen. Dass sein Erfolg – im Ausland, aber auch im nachkommunistischen Albanien – nicht den Grad seiner Bedeutung erreichte, mag mehrere Gründe haben, so das schwache Interesse für Lyrik, die relative Unzugänglichkeit mindestens des deutschsprachigen Literaturmarkts für kleine Literaturen, vor allem aber auch die sehr eigentümlich, auf dem Nordalbanischen basierende Literatursprache, die der Annäherung vor allem an seine Prosa im Weg steht.

Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, dass der gelegentlich angestellte Vergleich der repressiven Kulturpolitik des kommunistischen Regimes in Albanien mit der chinesi-

schen Kulturrevolution nicht zutrifft, dass man eher »von staatlich verordneter und überwachter Mediokrität« sprechen muss. Tatsächlich hielt die Kulturbürokratie auch Vergünstigungen für anpassungsbereite Schriftsteller bereit – leichten Zugang zu Verlagen und Literaturzeitschriften, viel Freiheit bietende, gutbezahlte Haupt-Arbeitsplätze und großzügige Arbeits-Stipendien –, die der, nennen wir es: Kompromissbereitschaft potentiell widerspenstiger Schreiber Vorschub leistete. So will ich aus der damals obwaltenden grauen Einförmigkeit, womöglich zu Unrecht, nur drei Schriftsteller hervorheben: Ismail Kadare, Jakov Xoxa und Dritëro Agolli. Ismail Kadare als absolute Ausnahmeerscheinung, dazu etwas später. Der zu früh, nämlich schon 1979 verstorbene Jakov Xoxa, weil er das vielleicht größte epische Talent der albanischen Literatur des 20. Jahrhunderts war. In seinen breit und kunstfertig angelegten Romanen stattete er die soziale und politische Botschaft mit menschlichem Fleisch und Blut. Und Dritëro Agolli, weil er meines Erachtens ein gutes Beispiel dafür ist, wie sich eine starke literarische Begabung als sozrealistischer Kulturfunktionär verschleiben lässt. Der 1931 geborene Agolli ist ein bedeutender Lyriker, während er als Romancier – etwa in »Kommissar Memo« oder »Der Mann mit der Kanone« die herrschende Kunstdoktrin exemplarisch angewandt hat: mit proletarischen Helden und verschlagenen Klassenfeinden, in die Irre geführten, aber durch die so gestrenge wie verständnisvolle, jedenfalls allwissende Partei belehrten Intellektuelle, dem ganzen Repertoire eben. Sein auch ins Deutsche übersetzter »Genosse Zylo« ist satirisch in genau dem Maß, wie er die vom kommunistischen bekämpften »kleinbürgerlichen Abweichungen« von der »proletarischen Moral« geißelt. Außerdem war Agolli nicht nur ZK-Mitglied, sondern auch viele Jahre lang Vorsitzender der Schriftsteller- und Künstlerverbands und damit verantwortlich für die Reglementierung der Schriftsteller und die Linientreue ihres Schaffens. Ich erwähne dies nicht, um Agolli zu denunzieren, dessen Platz in der albanischen Literatur ich anerkenne, sondern um auf einen seltsamen, vielleicht typisch albanischen Widerspruch hinzuweisen: Agolli füllt heute in Albanien, von Attacken unbelästigt, die Rolle des großen alten Mannes der albanischen Literatur und gar eines Elder Statesman aus, während Ismail Kadare, der sich nicht nur stets dem Sozrealismus verweigert hat, sondern zu dessen umfangreich neben (natürlich) schwächeren auch eine ganze Reihe Werke von Weltrang gehören, nicht nur eine große Schar von Bewunderern hat, sondern auch ein Heer von erbitterten Gegnern oder gar Feinden, die ihn – ohne große Rücksicht auf Belege - der schlimmsten Verfehlungen zeihen. Sogar von einer »Hoxha-Kadare-Diktatur« war die Rede. Gewiss genoss Kadare durch den frühen internationalen Erfolg seines Romans »Der General der toten Armee« eine gewisse Unantastbarkeit, zumal dem Regime sein weltweites Ansehen zu Gute kam. Imre Kertész hat gesagt: »... vorausgesetzt, dass der Mensch auch unter den Bedingungen des Totalitarismus am Leben hängt, so trägt er mit dieser Wesenheit zum Erhalt des Totalitarismus bei: Das ist der einfache Trick der Organisation.« In diesem Sinne muss sich auch Ismail Kadare Fragen und Kritik gefallen lassen. Auch ist verständlich, wenn manch einer enttäuscht darüber ist, dass Kadare sein internationales Ansehen nicht gegen das Regime verwandte. Es ist aber für mich schwer nachvollziehbar, wenn im deutschsprachigen Literaturraum ab Anfang der neunzehnhundertneunziger Jahre

einige hoch schätzenswerte Literaturkritiker, die gestern Kadare noch über den Schelkenkönig gelobt hatten, ihn plötzlich als eine Art Beelzebub anprangerten, ohne dass sich, um es juristisch auszudrücken, die literarischen Sachverhalte geändert gehabt hätten. Das erklärt sich meiner Meinung nach aus einer gewissen Absatzbewegung im Zusammenhang mit der Debatte um Christa Wolf und die Verantwortung des Künstlers in sozialistischen Regimen. Über Ismail Kadare kann sich im deutschsprachigen Raum jeder selbst ein Bild machen, denn seine wichtigsten Werke liegen inzwischen in deutscher Sprache vor, ich selbst habe mehr als dreißig davon übersetzt. Grundsätzlich erscheint es mir, auch wenn einige dieser Bücher, etwa »Palast der Träume« oder »Der Schandkasten«, eine kaum verhüllte Kritik an den politischen Verhältnissen in Albanien enthielten, als eine unzulässige Einschränkung, das Schaffen eines Autors allein nach politischen Gesichtspunkten (für oder gegen ein bestimmtes Regime) zu beurteilen. Kadares Werk weist weit darüber hinaus, es beschäftigt sich ganz allgemein mit der Ausübung von Macht durch Menschen über Menschen, und einer Gegenmacht, dem gesprochenen Wort, das sich zum Gerücht verdichtet, zur Legende verfestigt und wieder zurückwirkt auf die Wirklichkeit, aus der es hervorgegangen ist. Es geht also letztlich auch um die Literatur selbst.

Ich hätte Ihnen Ismail Kadare gerne hier bei dieser Veranstaltung vorgestellt. Wie ich es von vielen gemeinsamen Veranstaltungen weiß, stellt er sich gerne jeder Diskussion. Leider haben ihn gesundheitliche Gründe gezwungen, die bereits erteilte Zusage zurückzunehmen. Schade, dass Sie nicht mit ihm ins Gespräch kommen können. Der Aktivität selbst wird es nicht schaden, denn mit Fatos Kongoli ist ein mehr als würdiges literarisches Äquivalent hier (wenn man so sagen darf).

Dies ist eine Theateraktivität, also sollte ich noch etwas zum sozialistischen albanischen Theater sagen, auch wenn es aus meiner Sicht nicht übermäßig viel zu bemerken gibt. Gut war, dass es neben dem Nationaltheater in allen größeren Städten vom Staat finanzierte Theaterensembles gab. Was sie auf die Bühne brachten, bewegte sich genau im Rahmen der offiziellen Kulturpolitik. Ausländische Stücke schafften es seltenst auf die Bühnen. Es gab so genannte »Estraden«, die satirische Programme boten, die Erscheinungen anprangerten, die der Partei nicht gefielen. Es gab ein sehr gut entwickeltes Filmwesen, das eine ganze Reihe von Filmen hervorbrachte, die, wenn man von der ideologischen Ausrichtung absieht, auch heute noch angeschaut werden können, etwa »Roter Mohn auf der Mauer«, »General Grammophon« oder »Die Reise der Buchstaben«. Es gab gute Regisseure. Und es gab (und gibt) wunderbare Schauspieler. Ohne andere damit herabsetzen zu wollen, möchte ich Sandër Prosi, Margarita Xhepa und Bujar Lako nennen.

Man kann nicht über albanische Schauspielkunst sprechen, ohne Alexander Moissi zu erwähnen, der ab Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts bei Max Reinhardt in Berlin und später auf allen deutschsprachigen Bühnen große Erfolge feierte. Er stammte aus der albanischen Hafenstadt Durrës. Seine albanische Herkunft, verbunden mit seinem Ruhm machte ihn in Albanien in gewisser Weise zum Vorbild für die Schauspielerausbildung, was man merkte, denn der etwas pathetische, etwas laute Stil, die Gewohnheit, Rollen zu

überspielen (wenn man es so ausdrücken kann), für die Moissi bekannt war, hat in der Darstellungsweise recht vieler albanischer Akteure Spuren hinterlassen.

Gegen Ende der neunzehnhundertachtziger Jahre korrodierte wie in ganz Osteuropa auch in Albanien das kommunistische System zunehmend. Enver Hoxhas Nachfolger als Parteichef, Ramiz Alia, der sich gerne ein liberales Mäntelchen umlegte, versuchte durch gewisse Konzessionen den Bestand des Regimes zu verlängern. Das Diktat des Sozialistischen Realismus bröselte, Druck wurde von den albanischen Künstlern genommen, Kontakte zu Ausländern und zum Ausland, die bis dahin streng verboten waren, wurden möglich (so manche meiner Bekanntschaften und Freundschaften mit albanischen Künstlern stammen aus dieser Zeit), vermehrt wurden in den Literatutzeitschriften Übersetzungen aus der Weltliteratur und Texte bisher verfemter albanischer Autoren abgedruckt, und es veränderte sich das literarische Schaffen wenigstens der Jüngeren der schon etablierten Künstler. Die noch Jüngeren entwickelten den Geist der Rebellion. Edi Rama, heute Ministerpräsident Albaniens, damals junger Maler und Kunstpädagoge, war Mittelpunkt eines solchen Kreises.

Als aus meiner Sicht wichtigsten Vertreter der Generation der Überwinder der herrschenden Kunstdoktrin des Sozialistischen Realismus möchte ich den Lyriker und Erzähler Teodor Keko nennen, der die positiven Helden vom Sockel stieß, den sogenannten negativen Helden ihre teuflischen Züge nahm, die Partei entzauberte und ganz einfach von Menschen erzählte. Leider ist Teodor Keko 2002 viel zu früh einem Krebsleiden erlegen.

Die hervorragende Lyrikerin, Sängerin (Singer-Songwriter würde man in Amerika sagen) und Malerin Mimoza Ahmeti begründete damals ihren Ruf als *Enfant terrible* der albanischen Literatur, vor allem, weil sie niemals Rücksicht auf die wohlbehüteten Tabus der albanischen »*doket e zakonet*«, also Sitten und Gebräuche, nahm und zudem eine wenigstens für albanische Verhältnisse avantgardistische Formensprache praktizierte. Ihre damals expressiven Gedichte sind inzwischen kühl geworden. Einer ihrer Romane liegt in der Übersetzung von Andrea Grill auch in deutsche Sprache vor.

Und was in jener Zeit ungeheuer wichtig war: Unter dem Druck der Entwicklungen öffneten sich die Gefängnisse, und eine vielköpfige Schar von bisher nicht nur in Straflagern gequälten, sondern auch totgeschwiegenen Schriftstellern und Künstlern bekam nach oft jahrzehntelanger Haft die Freiheit wieder. Draußen empfing man sie nicht gerade mit offenen Armen; Fatos Lubonja traf man Anfang der neunzehnhundertneunziger Jahre in einem aufgelassenen Kindergarten an, den er für sich und seine Töchter als Wohnstätte besetzt hatte, die Komponistin Dhora Leka wohnte in einem ummauerten Balkon, der große, unglückliche Poet Frederik Rreshpja starb verarmt und vereinsamt in Tirana. (In Parenthese: Noch heute kämpfen die ehemaligen politischen Gefangenen in Albanien um ihr Recht und angemessene Entschädigungen.) In der albanischen Literatur entstand eine ganz neue Gattung, bezeichnet mit dem unübersetzbaren Begriff »*Burgologji*«, von albanisch »*burg*«, das Gefängnis. Gedichte, Prosastücke und Dramen, die heimlich auf Zigarettenpapier oder Fetzen von Zementsäcken niedergeschrieben worden waren, wurden der Öffentlichkeit vorgestellt, ohne allerdings – bis heute – den ge-

bührenden Respekt zu ernten. Visar Zhiti, einer der oder der wichtigste Vertreter dieser Gefängnisliteratur, Autor des Romans »Die Straßen der Hölle«, schreibt: »Inzwischen ist auch die aus dem Gefängnis hervorgegangene Literatur real und metaphorisch, auch wenn sie offiziell noch keine Anerkennung gefunden hat oder sogar geringgeschätzt wird ...«. Ende des Zitats. Das Verdrängen ist aber nicht nur in Albanien eine verbreitete Krankheit.

Fatos Lubonjas Gefängnisroman »Das zweite Urteil« schildert eindrücklich die Willkür der Machthabenden auf der einen und die Solidarität der Unterdrückten und Eingekerkerten auf der anderen Seite. Lubonja ist heute vor allem als Publizist tätig, sein scharfes, eigenwilliges, gelegentlich auch anfechtbares Urteil wird heute nicht nur in Albanien, sondern auch im Ausland gehört. Der legendenumwobene Kasem Trebeshina, dessen Roman »Der Esel auf dem Mars« in der Übersetzung von Hans-Joachim Lanksch bei Wieser erschienen ist, soll noch zahlreiche unveröffentlichte Romane und ungespielte Theaterstücke in der Schublade haben.

Anfang der neunziger Jahre beschleunigten sich die Ereignisse. Im Sommer 1990 suchten Tausende von Albanern in ausländischen Botschaften Zuflucht, Massendemonstrationen folgten. Der Pluralismus und die freie Religionsausübung wurden zugelassen beziehungsweise wieder zugelassen, 1991 die Enver-Hoxha-Statue auf dem Hauptplatz von Tirana gestürzt (seither das Symbol der Befreiung), dann eine Regierung der Nationalen Einheit gebildet. Die kommunistische Planwirtschaft löste sich planlos auf, eine Hungersnot drohte, Zehntausende enterten in den albanischen Häfen Schiffe, um nach Italien zu fliehen; die Bilder dieses Massenexodus gingen damals durch die Welt. 1992 wurde die erste frei gewählte Regierung gebildet, die den ungeheuren wirtschaftlichen, politischen und sozialen Problemen, die aus dem jähen Zusammenbruch des totalitären Staates erwachsen waren, mehr oder weniger hilflos gegenüber stand. Ein erbarmungsloser Manchesterkapitalismus, hemmungslose Korruption machten sich breit, die Kriminalität explodierte, ein staatlich nicht nur geduldetes, sondern sogar gefördertes Schneeballsystem, Pyramide genannt, brachte Zehntausende um ihr mühsam erworbenes Hab und Gut und Albanien 1997 mehr als nur an den Rand eines Bürgerkriegs. Seit 1998 entwickelt sich Albanien stabil nach vorne, trotz einer Menge Schwierigkeiten. Ein Beleg dafür ist auch, dass die 1998 zum ersten Mal abgehaltene Buchmesse von Tirana im Jahr 2013 ihre sechzehnte Ausgabe erlebte, ohne jede Unterbrechung.

Der beste und authentischste und deshalb vermutlich meistgelesene Chronist dieser wilden neunziger Jahre in Albanien ist Fatos Kongoli; sein 1992 erschienener Roman »I humburi«, Der Verlorene, für dessen etwas albernen deutschen Titel »Die albanische Braut« ich nichts kann, ist ein kaum verschlüsseltes Schlüsselwerk. Es erzählt die berührende Geschichte eines Außenseiters, der sich 1991 im Hafen von Durrës im letzten Augenblick entschließt, nicht auf das Fluchtschiff zu gehen, das ihn nach Italien bringen sollte, weil er es nicht vermag, die Gräber der ihm wichtigsten Menschen hinter sich zurückzulassen. Fatos Kongoli hat wie kein anderer die Innenseite der albanischen postkommunistischen Gesellschaft beleuchtet. Ich freue mich sehr, dass ich Ihnen diesen Autor morgen hier vorstellen kann.

So einschneidend wie für die ganze albanische Gesellschaft oder noch einschneidender waren die Entwicklungen der neunzehnhundertneunziger Jahre für die Literatur- und Kulturszene.

Einerseits brach das bereits erwähnte staatliche Förderungs- und Versorgungssystem des kommunistischen Regimes plötzlich weg und stellte viele Kulturschaffende unvermittelt vor gewaltige Existenzprobleme, zumal der in Albanien wütende Wolfskapitalismus bis heute keine große Neigung zum Kultursponsoring zeigt. Die vielen ausländischen, vor allem westlichen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen – obwohl sie inzwischen eine riesengroße, ich persönlich meine sogar: zu große Rolle spielen – können natürlich nicht alle Lücken schließen. In gewissem Sinn fördern sie sogar Mittelmäßigkeit, denn unterstützt werden nicht die besten Künstler, sondern die geschicktesten Netzwerker unter den Künstlern, unabhängig von ihrem tatsächlichen Talent und Stellenwert. Besonders betroffen waren und sind die Theater, deren wirtschaftliche Basis wegbrach. Die Gleichgültigkeit des Staates gegenüber der Kultur zeigte sich jahrelang daran, dass der Kulturbereich kein eigenes Ministerium hatte, sondern mit Tourismus, Jugend und Sport zusammengepackt war. Die letztes Jahr neu gewählte Regierung hat das glücklicherweise geändert, was ich von Herzen begrüße.

Es mag auch auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und das gesunkene Sozialprestige der Künstler zurückzuführen sein, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil vor allem der mittleren Generation albanischer Literaten in der Politik und in den Medien, manchmal im Business untergeschlüpft ist. Der Lyriker und Romancier Besnik Mustafaj war Botschafter und Außenminister, die Journalistin und begabte Lyrikerin Elsa Ballauri ist Vorsitzende des albanischen Helsinki-Komitees, der Lyriker Preç Zogaj, der Dramatiker Gjergj Zhehi und der bereits erwähnte Fatos Lubonja gehören heute zu den sogenannten »Analysten«, die eine fast totale Herrschaft über die albanischen Bildschirme ausüben. Um nur einige zu nennen. Es gibt aber auch die umgekehrte Richtung: Der Politiker Ben Blushi hat jüngst mit zwei Romanen einen großen Publikums-, vor allem aber Medienerfolg erzielt, der sicher nicht in erster Linie auf die Qualität der Werke zurückzuführen ist.

Den wirtschaftlichen Schwierigkeiten steht aber die, ich wage zu sagen: trotz allem unvergleichlich viel wichtigere neu gewonnene Gedanken- und Kunstfreiheit gegenüber. Die Weltliteratur ist nun frei zugänglich, dem eigenen Schaffen sind keine politischen und ideologischen Grenzen mehr gesetzt. Privatverlage wurden gegründet, Literaturzeitschriften wie »Aleph«, »Mehr Licht« (so!!!) oder »Poeteka« entstanden, in denen die Arbeiten einheimischer wie ausländischer Schriftsteller vorgestellt werden. Sie werden meist herausgegeben und redigiert von jungen Schriftsteller der Übergangsgeneration, die sich teilweise in mehr oder weniger losen Gruppen zusammengeschlossen haben. Als Beispiel möchte ich »E për7shme« benennen – der Name ist ein Zahlen- und Wortspiel, das sich mit »geeignet, angemessen« übersetzen lässt –, denn aus diesem Künstlerbund sind einige Autorinnen und Autoren hervorgegangen, die das literarische Leben in Albanien heute wesentlich prägen. Bei ihnen verbinden sich der Anspruch, kulturelle Werte gegen die Materialisierung und Profanierung des gesellschaftlichen und kulturel-

len Lebens zu verteidigen, mit elitärem Kunstbewusstsein und avantgardistischem Willen, aber auch gesellschaftskritischen Tendenzen. Herausheben möchte ich Agron Tufa, als Lyriker, Romancier, Essayist, Übersetzer und Hochschullehrer eine Art Leitfigur, den Lyriker und Prosaautor Virion Graçi, den hochtalentierten, aber an den Umständen gescheiterten Lyriker Ilir Belliu, der sich in noch jungem Alter das Leben nahm, den genialischen Lyriker Ervin Hatibi, der zusammen mit Graçi die stärker sozialkritische Abteilung bildet, und die zuvor als Lyrikerin hervorgetretene Lindita Arapi, deren erster Roman im vergangenen Jahr in deutscher Sprache erschien.

Übrigens ist das von Ervin Hatibis Familie betriebene Kaffee- und Teehaus »E për7shme« in der Rruga Elbasani neben »Friend's Bookhouse« in der Rruga Sami Frashëri einer der wenigen literarischen Anlauf- und Treffpunkte in Tirana. Ervin selbst ist leider stark beschäftigt außerliterarischen Tätigkeiten, so wie viele seiner Gefährten.

Die stürmische Umarmung albanischer Autoren mit der Weltliteratur Anfang der neunzehnhundertneunziger Jahre hat zu einem Zustand geführt, den Visar Zhiti mit vielleicht zu großer Strenge folgendermaßen charakterisiert: » Auf den ersten Blick herrscht in der albanischen Literatur heute eine Vielfalt von Blickwinkeln und Schreibweisen, doch mangelt es an Vollendung, eher als von literarischem Reichtum wäre von Chaos zu reden.« Tatsächlich lässt sich, oder ließ sich vor allem in den Anfangsjahren des nachkommunistischen Schaffens in Albanien, ein Hang zum Eklektizismus nicht übersehen: aus so manchen Büchern klingen Borges und Garcia Marquez, Umberto Eco, Jacques Derrida oder Paul Austen – nur zum Beispiel – heraus, und manche längst registrierte und abgelegte Avantgardismen des Westens hätten in Albanien sicher nicht unbedingt wiederbelebt werden müssen.

Der bekannte Albanologe und Übersetzer Robert Elsie hat in einer Schrift über die albanische Gegenwartsliteratur erfreut festgestellt, es gäbe heute in Albanien mehr Verlage und Bücher als je zuvor, die Buchhandlungen quollen über und es sei sogar so, dass Lyrikbände den größten Teil der literarischen Produktion ausmachten. Bis auf die Lyrikbände ist dies durchaus wahr, dennoch sind Einwendungen angebracht.

Tatsächlich werden in Albanien vergleichsweise viele Gedichte geschrieben und veröffentlicht, und das Schaffen von Lyrikerinnen wie Mimoza Ahmeti, Ledia Dushi, Luljeta Lleshanaku und viele ihrer teilweise bereits erwähnten männlichen Kollegen rechtfertigen das Urteil, dass die Lyrik in der albanischen Gegenwartsliteratur eine bedeutende Rolle spielt. Aber insofern Goethes strenges Urteil, dass in der Poesie nur das Beste gut genug ist, seine Gültigkeit behalten hat, und Gottfried Benn wohl zu Recht feststellt: »... keiner auch der großen Lyriker unserer Zeit hat mehr als sechs bis acht vollendete Gedichte hinterlassen«, wären viele in Albanien in leichtfertigem Überschwang verfasste Verse vielleicht besser nicht (aus Eigenmitteln des Autors) gedruckt worden. Tatsächlich hat in den überquellenden Buchhandlungen ein großer Teil gerade der Gedichtbände erkennbar Staub angesetzt.

Der Grund liegt in einer argen Unsitte des sonst – wie die mehrfach erwähnte jährliche Buchmesse in Tirana zeigt – erblühten Verlagswesens (letztes Jahr kochten zur Bewerbung von Kochbüchern schon Köche an einem Stand): Bücher werden zum allergrößten

Teil auf Kosten des Autors, Übersetzers, seiner Großmutter oder eines persönlichen Gönners und ohne erkennbares Lektorat gedruckt, so dass der Gewinn des Verlags gar nicht durch den Verkauf realisiert werden muss, andererseits aber der Markt mit unverkäuflichen Büchern überschwemmt wird. Nimmt man hinzu, dass es in Albanien, wie von vielen Seiten beklagt, aber nicht geändert wird, keine Literaturkritik im eigentlichen Sinne gibt, die objektiv und fundiert heraushebt und verwirft, ist es für einen talentierten, erfahrenen, innovativen, interessanten, also lesenswerten Autor schwer, aus der Masse des Belanglosen hervorzutreten.

In den literarischen Kreisen Albaniens ist ständig die Beschwerde zu hören, dass es kein Lesepublikum mehr gebe. Wer den immensen Publikumszulauf bei der Einzelhandelszwecken dienenden Tiranaer Buchmesse sieht, mag das nicht glauben. Sicher wird nicht mehr so viel gelesen wie im langweiligen sozialistischen Alltag, sicher ist die Konkurrenz der ausländischen Autoren und der neuen Medien hinzugekommen, aber die Einführung eines (ich spreche das böse Wort aus:) echten kapitalistischen Buch-Markts, verbunden mit der Entwicklung einer echten Literaturkritik, würde die albanische Literatur vermutlich voranbringen und ihr nicht schaden.

Dann müssten die albanischen Schriftsteller, die ihrem eigenen Publikum nicht vertrauen, auch nicht den brennenden Wunsch haben, übersetzt zu werden. In den Autorenbiographien spielt die Erwähnung, in wie viele Sprachen man übersetzt worden ist, eine beträchtlich größere Rolle als der Hinweis als der Erfolg beim Publikum und der Kritik im eigenen Land und im Ausland. Oder wie es Visar Zhiti ausdrückt: »... die Übersetzungssucht hat uns gepackt. So weit sind wir schon, dass uns nicht mehr interessiert, wie wir schreiben, sondern wie wir übersetzt werden. Manche schreiben bereits in einer Fremdsprache, Italienisch oder Griechisch, Deutsch oder Französisch, in der Sprache des Landes, in das sie emigriert sind. Denn ein albanischer Schriftsteller zu sein, ist ein Kümmernis, du kommst aus dem ärmsten Land Europas, die Sprache ist zwar alt und schön, eine Sprache der Götter, wie man zur Zeit der nationalen Wiedergeburt sagte, aber sie wird nun einmal von höchstens neun oder zehn Millionen Menschen auf der Erde gesprochen. Und ob alle dieser Menschen sie auch lesen können, wissen wir nicht.«

Das klingt ein wenig verzweifelt. So schlimm ist es aber nicht. Ein paar Verbesserungen im albanischen Verlagswesen würden schon helfen. Helfen würde auch, wenn ausländische NGOs, anstatt im Networking bewanderten Durchschnitts- oder Unterdurchschnittstalenten unter den Literaturschaffenden das Geld nachzuwerfen, strukturelle Veränderungen unterstützen würden, vor allem mit Know how und weniger mit Geld. Nützen würde auch die Förderung albanischer Kulturjournalisten, z.B. durch Auslandsstipendien, durch Volontariate bei großen Zeitungen. Die Kooperation von Theatern. Nach meiner Einschätzung wird sich diese Einsicht aber leider nicht so schnell durchsetzen, auch, wenn nicht vor allem, weil sich die überall auf dem Balkan inzwischen sprichwörtlichen "Internationalen" in der Regel gerade auf das Urteil der Nutznießer der Fördergüsse verlassen.

Dennoch glaube ich, dass die literarische Flaute, die gegenwärtig in Albanien herrscht, überwunden werden kann und wird, wahrscheinlich in dem Maße und Tempo, in dem

sich auch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse normalisieren.

Denn eines scheint mir unübersehbar: Schmerz und Empörung sind in den postkommunistischen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts keine Triebkraft für Kunst mehr. Der Aufschrei hat ausgedient.

© Joachim Röhm

Albanische Literatur in deutscher Übersetzung

www.joachim-roehm.de